

nach einem Ort, an dem er mit seinen Freunden unbesüßern, diskutieren oder Pläne schmieden konnte. Den hat hier geschaffen. Regelmäßig kommen Leute zu Besuch, der Suche nach neuen Inspirationen ein paar Tage, manchmal Wochen bleiben. Gerade sitzen drei Russen mit ihm umhin. Einen von ihnen kennt Mey schon lange, ein in Berlin der Künstler, der zwei Freunde mitgebracht hat, die als Aden um die Welt reisen. Mey genießt diese meist spontan-sammentreffen in immer neuen Konstellationen. Seine wollen hier tun und lassen können, was sie wollen. „My your home“ ist einer seiner Lieblingssätze.

dem Mauerfall 1989 sind in Ostdeutschland zahlreiche r verwaist. Beesenstedt sei nicht das erste, das er bezo-e, erzählt Mey. Gemeinsam mit seiner damaligen Freunte er Anfang der Neunzigerjahre für wenig Geld das umen heruntergekommene Schloss Stolpe auf Usedom. ort machte er sich mit großem Engagement daran, das n zu sanieren und als kulturellen Treffpunkt zu etablieren. zu DDR-Zeiten Maurer gelernt und in Moskau Architekt- liert hatte, kam ihm zugute. Doch dann geschah, womit gerechnet hatte. Nachdem er und seine Freundin die ers- gae-Konzerte veranstaltet hatten, wurden sie regelmäßig onazis aus der Region attackiert. „Die Rechtsradikalen en unsere Events, verprügelten unsere Gäste und zünde- nal sogar das Schloss an.“

r und seine Freundin machten sich auf die Suche nach ei- en Immobilie, unterstützt von der Treuhandanstalt, deren e es war, die einst Volkseigenen Betriebe und Besitztümer atisieren. Als er erstmals den Herrnsitz in Beesenstedt sei er gleich in den Bann gezogen worden von der Aura rtes, erzählt er. Stilvolle Holztreppenhäuser, prunkvoller nd die riesigen Räume spiegelten den verschwenderischen stil der Erbauer wider. Das billige Resopalmobiliar, das is Parkett geklebte Linoleum und Ölporträts von Lenin, nd Ulbricht dokumentierten die Geschmacklosigkeit des ozialismus. „Das nehmen wir“, habe er schon nach weni- nuten der Besichtigung zu seiner Freundin gesagt.

d hatten beide keines. Dennoch bekamen sie das Schloss er Auflage, 700 000 D-Mark in die Renovierung zu inves- Mey nahm einen Kredit auf, den er bekam, weil sich die nd-Leute für ihn stark machten. „Seit der Zeit in Stolpe i die auf uns.“ Sofort begann er, das Schloss wieder auf mann zu bringen. Dabei sei es ihm nicht so sehr darun- en, ein behagliches Zuhause zu schaffen. „Es faszinierte weitere Spuren der wechselhaften Geschichte des Schlos- ergründen.“ Das ist auch der Grund, warum er als Erstes genzimmer mit seiner unter mehreren Farbschichten ver- en Malerei im Empire-Stil monatelang restaurieren ließ.

Gemäuer wurden zu Meys Lebensmittelpunkt. Sein Hun- h Freiheit ist bis heute nicht gestillt. „Meine Lebenszeit zu

verkaufen, indem ich etwa für ein Architekturbüro arbeiten wür- de, kommt für mich nicht infrage.“

Das hat er auch nicht nötig. Das Schloss beschert ihm heute nicht nur viele interessante Begegnungen, sondern auch ein gutes Einkommen. Von März bis September gibt es kaum ein Wochen- ende, an dem er die Räume nicht für eine Veranstaltung vermie- tet. Hochzeiten, Maskenbälle, Filmdrehs und Konferenzen brin- gen ihm einen sechsstelligen Jahresumsatz ein. Im Sommer fand hier das MLove-Confestival statt, bei dem Menschen aus aller Welt zusammenkamen, um sich über die Zukunft mobiler Tech- nik auszutauschen.

Mey hat über die Jahre viel Geld und Arbeit in die Renovie- rung des Schlosses gesteckt. Eingerichtet hat er es mit ausrangier- ten Möbeln, die ihre eigene Geschichte erzählen. Die Tische und Stühle im großen Saal stammen wie der pompöse Kronleuchter im Treppenhaus aus dem ehemaligen Berliner Operncafé Unter den Linden. Das Bad in Zimmer 15 benutzte Udo Lindenberg, als er noch im Hotel Intercontinental Hamburg wohnte. Die Möbel im Foyer schmückten einst Hildegard Knefs Suite im Berliner Hotel Schweizerhof.

Immer noch gibt es wahnsinnig viel zu tun. Mey hat eine ge- naue Vorstellung davon, wie das Schloss einmal aussehen soll. Darum kauft er seit vielen Jahren alte Bücher, die irgendwann einmal in der großen Bibliothek stehen sollen. „Das Bild in mei- nem Kopf ist das Ziel, das mich antreibt“, sagt er. „Aber eigent- lich möchte ich es gar nicht erreichen.“

## Die Hasenmalerin

Foto: Jens Umbach (S. 48)

1997 bis 2004 Studium im Fach Design  
seit 2005 Vollzeitmalerin

Um die Motivationskraft konkreter Ziele weiß auch Tina Oelker, darum hat sich die 39-Jährige vor fünf Jahren ein solches gesetzt: 1000 Bilder von Hasen will sie malen. Knapp die Hälfte hat sie schon geschafft.

Ein kleiner Backsteinbau gegenüber den Landungsbrücken am Hamburger Hafen. Hier ist Oelkers Atelier. Hasenmanufaktur steht draußen an der Wand. Drinnen erfährt man, wohin das kompromisslose Festhalten an einer Leidenschaft führen kann.

Schon während ihrer Kindheit, die von der Gewalt und dem Alkoholismus ihres Vaters geprägt war, verbrachte sie einen Großteil ihrer Zeit zeichnend auf ihrem kleinen roten Stuhl. Sie versank dann vollkommen in ihrer Fantasiewelt. Heute noch, sagt sie, könne sie sich an das wohlige Gefühl erinnern, das sie dabei verspürte. Ein Gefühl, aus dem im Alter von zwölf Jahren der un- bedingte Wille entsprang, später einmal Künstlerin zu werden. ▶





Fand ihr Thema aus Trotz: Tina Oelker

Den hat sie durchgesetzt – gegen alle Widerstände von außen und die eigenen Zweifel. Der Kritiker Harald Stazol zählt sie heute zu den „auffälligsten Künstlern Hamburgs“. Sie hat sich inzwischen einen Namen gemacht. Und nicht nur in Hamburg, sondern überall, wo sie ausstellt, loben Kenner die Intensität ihrer Bilder. Mit der Folge, dass die sich gut verkaufen. Die Kehrseite von Oelkers Popularität: Acht ihrer Hasenporträts wurden kürzlich aus einer Ausstellung gestohlen.

Manchmal verbringt sie Wochen fast ununterbrochen in ihrer Hasenmanufaktur, spricht mit niemandem, geht nur zum Schla-

fen nach Hause. Was sie in solchen intensiven Schaffensphasen durchlebe, könne sie mit Worten gar nicht beschreiben. Nur so viel: „Die Malerei ist für mich ein höchst emotionaler Prozess.“ Die schönsten Momente erlebe sie, wenn es ihr gelinge, an der Leinwand richtig loszulassen und ihr Seelenleben ungefiltert zum Ausdruck zu bringen. „Hinterher bin ich körperlich am Ende. Aber total glücklich.“

Dass sie heute so lebt, wie sie es immer wollte, verdankt sie vor allem ihrer Hartnäckigkeit. Denn Hindernisse gab es viele. Nach dem Abitur im westfälischen Hamm wurde sie von mehreren Kunsthochschulen abgelehnt, bei denen sie sich um einen Studienplatz beworben hatte. Damals waren Installationen zum Thema Neue Medien en vogue. Oelker aber wollte malen. Die Absagen kratzten genauso an ihrem Selbstbewusstsein wie die Missgunst mancher Kollegen, die sie kennenlernte, als sie nach Hamburg kam. Um von der Malerei leben zu können, sagte man ihr, brauche man einen guten Galeristen. Und einen guten Galeristen finde nur, wer bei einem der besten Professoren der Hochschule für Bildende Künste studiert habe.

Oelker hatte es aber nur ins Designstudium an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften geschafft, wo man sie zu ihrem Ärger auch noch zähmen wollte. Sie solle sich auf ein Thema fokussieren, statt hin- und herzuspringen, so die Aufforderung ihrer Professoren. „Gut, dachte ich. Wenn

euch nicht interessiert, was mir alles durch den Kopf geht, kriegt ihr eben nur einen Hasen.“

Es war eine Trotzreaktion, die sie zu ihrem Sujet führte. Sie begann, sich näher mit Hasen zu beschäftigen, mit ihren biologischen Eigenarten, ihrer symbolischen Bedeutung und ihrer Rolle in der griechischen Mythologie. Der wilde Feldhase, der ein Sinnbild für sprunghafte Intuition ist, sich nicht domestizieren und äußerlich keinen großen Unterschied zwischen Männchen und Weibchen erkennen lässt, gefiel ihr immer besser. „Ich merkte, dass der Hase gut zu mir passt.“ Vor allem aber stellte sie fest, ►

dass die Fokussierung auf das eine Motiv eine rein formale Beschränkung war. Dem Ausdruck ihrer Gefühle tat er keinen Abbruch. Im Gegenteil: „Weil ich drin bin in der Thematik und im Erzählfluss, kann ich mich ganz dem emotionalen Prozess des Malens hingeben.“

Oelker ließ sich nicht zähmen. Marke, Wiedererkennungswert, auf all das, worum es den Designprofessoren bei ihrer Forderung nach Beschränkung gegangen sein mochte, piff sie. Und ließ stattdessen die ganze Wucht ihrer Emotionen auf den Hasen los. Aus dem vermeintlich so lieblichen Motiv machte sie Kunst, die Aufsehen erregte. Galerien in Deutschland, Polen und sogar in New York stellten fortan ihre Bilder aus. „Gefühle werden nicht geschont“, weder die des Betrachters noch die der Malerin, sagte die Kulturjournalistin Beate Naß in einer Rede anlässlich einer Vernissage.

Die ersten 100 Hasen hatte Oelker in 100 Tagen gemalt, dann wurden die Abstände größer. Weil sie sich zwischendurch anderen Themen widmen wollte. Und weil sie merkte, dass Unterbrechungen dem Werk guttun. „So kann ich neue Reflexionen und Erfahrungen im nächsten Schub verarbeiten.“ Wenn die Serie vollendet ist, will sie alle Bilder in einem Raum ausstellen. 1000 Hasen als Spiegel ihres Seelenlebens. Was dann beim Betrachten passiert, darauf ist sie selbst am meisten gespannt.